

TINA UHLMANN

«Willst du es nicht aufschreiben ...?»

Dass Tina Uhlmann keine Bernerin ist, wird klar, sobald sie etwas sagt: Ihr Zürichdeutsch ist unverkennbar. Die Journalistin lebt aber schon seit zwanzig Jahren im Breitsch. Dem Quartier ist sie nicht nur verbunden, weil ihre Kinder dort zur Schule gingen, Gschpändli hatten, Fussball spielten. Sondern auch als Mitbegründerin des SageundSchreibe-Verlages, der am Waffenweg seinen Sitz und die Förderung insbesondere von noch unbekanntern Berner Autorinnen und Autoren zum Zweck hat. «Neu bin ich also auch Akteurin im Nordquartier», sagt die Sprach- und Geschichtsliebhaberin mit einem Augenzwinkern.

Als was ich mich heute – beruflich – bezeichnen würde? Die Antwort auf diese Frage ist schwierig. Es gibt inzwischen verschiedene Felder: Ich bin gelernte Journalistin. Diesen Beruf habe ich lange ausgeübt und tue es immer noch – er bezeichnet meine Arbeit nach aussen hin und ist gleichzeitig Legitimation für meine andern Tätigkeiten: Redaktorin, Lektorin und neuerdings Verlegerin. Hin und wieder werde ich als Schreibcoach bezeichnet, doch der Begriff scheint mir etwas schwammig. Ich begleite Leute beim Schreiben. Meine Arbeit betrifft alles, was mit Schreiben zu tun hat.

Das Schreiben war für mich mein Leben lang wichtig. Seit ich diese Kulturtechnik in der Unterstufe lernte, füllte ich kleine Hefte mit Verslein, Buchstaben, Geschichten. Meine Eltern neckten mich manchmal: «Willst du es nicht aufschreiben ...?» Mit elf erlebte ich einen ersten Schreibrausch. Ein Jahr Schreiben und Glück! Ich schuf in einem Zwillingmädchenroman eine eigene Welt. Noch als junge Erwachsene verfasste ich Gedichte, füllte Tagebücher, pflegte intensive Brieffreundschaften. Das war in der Zeit kurz vor dem Aufkommen des Internets. Über einen ehemaligen Brieffreund schrieb ich später eine Reportage. Er arbeitete als Vogelschützer auf den Halligen in der Nordsee. In meiner Studienzeit leistete ich dort einmal einen Freiwilligeneinsatz. Die Vogelinseln spielen auch in meinem dritten, unveröffentlichten Roman eine Rolle.

Lesen war für mich parallel zum Schreiben ebenfalls immer bedeutsam. Im Gymi war ich literaturbegeistert. Aber das Interesse an fremden Kulturen war noch grösser und bestimmte meinen weitem Weg. Ich begann ein Studium der Ethnologie. Meine Laufbahn als Journalistin begann dann eigentlich auf einer grossen Südamerikareise. Ich schrieb Porträts von Menschen, denen ich unterwegs begegnete. Menschen, ihre Lebensentwürfe – spannend! Ich wollte das Leben selber erzählen lassen. Es bietet unerschöpflichen Stoff! Meine im Rahmen des Studiums verfassten Arbeiten dagegen wurden mehrfach als «zu unwissenschaftlich» beurteilt. Das sei «bestenfalls Journalismus».



Schreiben ist für mich auch eine Art zu denken. Bild: Ladina Uhlmann

Dieses Urteil freute mich eigentlich, denn das wissenschaftliche Schreiben erschien mir sowieso zu sehr als Korsett.

So wurde und bin ich auch heute noch vor allem Journalistin. Wahrnehmen und eine Sprache für das Wahrgenommene finden und schärfen!

Die Veränderungen in der Medienwelt brachten mich dann vor etwa zehn Jahren dazu, neue Wege zu suchen. Das Internet, die Gratiszeitungen, zunehmende Konkurrenz, ein extremer Inserateschwund – diese neuen Bedingungen beeinflussten und beeinflussen die journalistische Arbeit entscheidend. Weniger Geld heisst auch weniger Schreibende, weniger Geschichten, mehr Recherche vom Redaktionspult aus als vor Ort – die Wahrhaftigkeit der Texte nimmt ab. «Aktuell» ist längstens heute. Der Platz für Hintergründe ist verschwunden. Vereinfachungen oder gar Verfälschungen sind die Folge. Zur abnehmenden Befriedigung kam der zunehmende Stress.

Ich suchte neue Einkommensquellen. Auf das Angebot, Schreibkurse in einem Förderprogramm für hochbegabte Jugendliche zu veranstalten, sprang ich allerdings nicht sofort an. Ich war nie Lehrerin gewesen und wollte es auch nicht werden. Ich sagte dann doch zu und es packte mich. Meine Erfahrung mit dem Schreiben, die Lust am Erfinden von Geschichten plus neu die Freude, andere im Schreibprozess zu unterstützen und zu begleiten – ich merkte, dass ich das gerne tue und gut kann.

Als Redaktorin hatte ich ja schon x-fach mit Fremdtexen gearbeitet. Mein Sinn für die Stärken eines Stils wie auch für Verbesserungswürdiges war bereits geschärft. Den eigenen Ausdruck finden! Darum geht es auch in meinem Schreibatelier, wo Menschen jeden Alters willkommen sind. «Richtig schreiben» – das gibt es gar nicht. Mit solchen Begriffen wird uns bereits in der Schule viel Freude verdorben. Den eigenen Ton, die eigene Sprache zu finden ist über das Schreiben hinaus wichtig: Wer bin ich? Das kreative Schreiben kann Aha-Erlebnisse und Ermutigung bringen. Gleichzeitig hilft die Auseinandersetzung mit dem Text, Unstimmigkeiten herauszufinden und aufzuheben.

Alle meine beruflichen Standbeine haben also mit Schreiben zu tun und stützen einander gegenseitig.

Ich wurde 1968 in Zürich geboren. Die Art, wie Frauen damals zu gebären gezwungen wurden, die Tatsache, dass zwischen einer Mädchen- und Bubensprache unterschieden wurde – solche weiblichen Lebensumstände trieben mich schon als Kind um und weckten mein Interesse für Frauengeschichten. Gleichzeitig gewann ein Effi-Briest-Zitat frühe Bedeutung in meinem Leben: «Wir müssen verführerisch sein, sonst sind wir gar nichts.» Die Verführungskunst bezieht sich meiner Meinung nach nicht nur auf das Geschlechtliche. Sondern zum Beispiel auch auf das Schreiben: Geschichten verführen dazu, sich auf einen Text, einen Inhalt, ein Thema einzulassen. Verführung heisst auch Motivierung.

Ich wuchs zusammen mit einem Bruder und einem Pflegebruder behütet in einem kulturell interessierten Elternhaus auf, in dem die Mutter sehr präsent, der Vater hingegen oft im Ausland und damit abwesend war. In meiner Jugend rieb ich mich sehr an meinen Eltern, vor allem am Vater. Ich wurde früh politisiert. Die achtziger Jahre, Jugendbewegung, Wohnungsnot, Widerstand gegen den Leistungsdruck an den Schulen, die wir als Disziplinierungsmaschinerie wahrnahmen. Ich selber war eine gute Schülerin und litt nicht wie viele andere unter den Anforderungen. Ich nahm mir, was mich in-



teressierte. Prägend waren in jenen Jahren auch die Demos, Gewalt, Polizeigewalt. Drogengeschichten. In der Schule fand keine Menschenbildung statt. Drogensüchtige Schüler und Schülerinnen so schnell wie möglich loszuwerden war die einzige Absicht der Institution. Es war eine intensive, konfliktreiche Zeit für mich, die ich nach der A-Matura mit einem einjährigen Spanienaufenthalt beendete. Ich begann ein Ethnologiestudium in Granada. Die Dozierenden steckten aber noch sehr stark im kolonialistischen Denken, weshalb ich zur Literatur wechselte. Zurück in Zürich nahm ich das Ethnologiestudium wieder auf und reiste in diesem Zusammenhang nach Südamerika. Dort begann ich, wie schon erwähnt, Reportagen zu schreiben. Sie wurden in der Schweiz veröffentlicht, ich konnte nach meiner Rückkehr beim Zürcher Unterländer ein Volontariat machen und erhielt den berufsbegleitenden Diplomlehrgang an der neugegründeten «Schweizer Journalistenschule MAZ» bezahlt. Als Musikredaktorin kam ich dann 1996 zur Berner Zeitung BZ nach Bern. Damals war meine Tochter Ladina bereits auf der Welt. Nach der Trennung von ihrem Vater lernte ich meinen heutigen Partner Sam Mumenthaler kennen und 1997 wurden die Zwillinge Nick und Jan geboren. Hatte ich anfänglich gedacht, der Bern-Aufenthalt werde vielleicht zwei, drei Jahre dauern, so wurde nun eine lange Zeit daraus. Mit den Kindern und über sie wuchs auch ich in den Breitsch hinein. Das Quartierleben ist hier besser spürbar als in andern Berner Vierteln. Als Stichworte seien der Schützenwegspieli und der FC Wyler genannt, der mir auch viele schöne Begegnungen mit Eltern aus andern Kulturkreisen bescherte.

Das Nordquartier ist mir vielleicht manchmal etwas eng geworden, aber nie verleidet. Ich könnte glaub locker aus Bern wegzügel, nicht aber aus dem Breitsch.

Aufgezeichnet von Katrin Bärtschi.